

buchbesprechungen

Résistance und kollektives Gedächtnis

Von den Denkmälern zur Erinnerung an die Résistance, ihrer Entstehung und den der Errichtung vorausgehenden Kontroversen, ihren Funktionen, der nationalen Sinnstiftung handelt das Buch von Mechtild Gilzmer. Denkmäler sind für sie „Medien der Vermittlung zwischen Gegenwart und Vergangenheit. In ihnen manifestiert sich die Sicht einer Gesellschaft auf ihre Vergangenheit. [...] an den Kontroversen um ihre Errichtung zeigt sich die politische und mentale Transformation einer Gesellschaft“ (S. 11).

Der größte Teil der zahlreichen nach der Befreiung errichteten Erinnerungsorte (drei Viertel entstanden in der Zeit von 1944–1950), die den Soldaten, Widerstandskämpfern, Verfolgten, Deportierten, Verweigerern der Zwangsarbeit u.a. gewidmet sind, geht auf lokale und regionale Initiativen zurück. Neben dem Bedürfnis nach Ehrung der Toten drücken sie den Wunsch aus, den Beitrag des Widerstands im Allgemeinen und von Personen aus der näheren Umgebung im Besonderen für die Befreiung hervorzuheben. In diese Zeit fallen auch die ersten Gedenkort von nationaler Bedeutung, wie z.B. das Denkmal auf dem Mont Mouchet in der Auvergne, das an den verlustreichen Kampf gegen die überlegene Wehrmacht erinnert und die Maquis-Kämpfer in Heldenpose dargestellt.

In der Folge konkurrierten Gaullisten und Kommunisten um die Deutungshoheit des Widerstands, den Anteil der jeweiligen Aktivitäten an der Befreiung des Landes. Dies auch mit dem Ziel, als die wahren Retter Frankreichs zu erscheinen und damit legitimiert zu sein, die Geschicke des Landes in die Hand zu nehmen. De Gaulle, wieder Präsident ab 1958, versuchte mit symbolträchtigen Reden und Denkmaloffensiven nationale Identität zu stiften, die Zerrissenheit der Franzosen zu überwinden und sein Handeln zu legitimieren. Der Mythos, dass die Mehrheit der Franzosen von Anfang an gegen deutschen Besatzer und Vichy gekämpft habe, findet am deutlichsten Ausdruck in dem 1960 vollendeten „Mémorial de la France Combattante“ (Gedenkstätte des kämpfenden Frankreich) auf dem Mont-Valérien in der Nähe von Paris. In ihm stehen der militärische Widerstand und soldatische Opfer im Vordergrund – der über tausend dort von den Deutschen hingerichteten Geiseln und Widerstandskämpfer wird erst nach einer Überarbeitung der Konzepts der Gedenkstätte im Jahr 2003 gedacht. Die Kommunisten besetzen ebenfalls früh Erinnerungsorte, schon im Oktober 1944 wird in Châteaubriant (Département Loire-Atlantique) an die dort drei Jahre zuvor erschossenen achtundvierzig Geiseln, darunter mehrheitlich Kommunisten, erinnert und die widerständischen Aktivitäten in die Geschichte der Arbeiterbewegung eingeordnet. Nach anfänglicher Ablehnung durch die nationale Kommission wird am 21.10.1951 das Denkmal für die Opfer von Châteaubriant eingeweiht. Parallel zur Ehrung der Widerstandskämpfer entwickelten sich Projekte zur Erinnerung an die Deportierten, die von Abgeordneten, den Interessenverbänden und Angehörigen vorangetrieben wurden. „Résistance-Mythos

und Opferdiskurs der Deportierten“ bilden nach Gilzmer „noch die zwei Seiten einer gleichen Medaille, mit der eine positive nationale Identitätsstiftung möglich war“ (S. 234). Seit 1954 wird am letzten Sonntag im April der nationale Gedenktag an die Deportation (Journée Nationale de la Déportation) begangen. Nach kontroverser Diskussion um den Stellenwert der Deportation im Résistance-Kanon und die angemessene künstlerische Darstellung des Leidens der Deportation wird 1962 auf der Seine-Insel in Paris das „Mémorial de la Déportation“ eingeweiht. Zwei Jahre vorher hatte de Gaulle einen Erinnerungsort am ehemaligen KZ Natzweiler-Struthof eingeweiht.

Parallel zur intensiveren Beschäftigung der französischen Gesellschaft mit teilweise verdrängten Aspekten der Geschichte, dem abwartenden Verhalten der Mehrheit der Franzosen nach der Okkupation, der Internierung von politischen Gegnern, Freimaurern, Juden und „Zigeunern“, der Hilfe der Vichy-Regierung bei der Deportation von Juden verstärkten sich Aktivitäten zur Erinnerung an bisher nicht gesondert erwähnte oder vergessene Opfergruppen. Mit der Kenntnis der „dunklen Jahre“ bildete sich auch ein Bewusstsein für die Spezifik des jüdischen Opfers heraus. Bekannte Persönlichkeiten forderten, das Gedenken an die Opfer der Shoah mit einer Geste der Entschuldigung zu verbinden. Im Beisein von Staatspräsident Mitterrand wurde am 17. Juli 1994 das „Mémorial du Vel d'Hiv“ zur Erinnerung an die – zwischen Vichy und SS abgesprochene – große Judenrazzia am 16./17. Juli 1942 in Paris eingeweiht. Damit fand die Erinnerung an die Shoah Eingang in die nationale Erinnerungspolitik und „erstmalig eine offizielle Gedenkpolitik, die sich negativ definiert“, nämlich durch ein Staatsverbrechen. Die Geste der Entschuldigung „im Namen der französischen Nation“ vollzog Präsident Chirac ein Jahr später. Seit 1993 wird der 16. Juli als Tag zur Erinnerung an die rassistischen und antisemitischen Verfolgungen begangen. 2003 wurde der Text des Deportationsmahnmals auf der Seine-Insel verändert: die Opfergruppen werden unterschieden, die Zahl der deportierten Juden genannt. Am 23. Januar 2005 wurde das erweiterte Holocaust-Museum und ein Mahmal mit den Namen der 76.000 deportierten Juden eingeweiht. Auch der Ausländer in der Résistance wird gedacht, z.B. durch Denkmäler in Prayol (Pyrenäen) und Besançon. Ihr Beitrag wurde einer größeren Öffentlichkeit erst durch die 1985 ausgetragene Kontroverse um die Gruppe Manouchian, die überwiegend aus ausländischen Juden bestand und im Rahmen der MOI der KP agiert hatte, bekannt. Das Interesse an diesem Kapitel dokumentiert auch der im Januar 2006 auf Arte ausgestrahlte Film über „Deutsche in der Résistance“. Fazit: ein spannendes Buch, das die Hauptlinien der Erinnerungskultur an die Résistance darstellt und die Kontroversen lebendig werden lässt.

Mechtild Gilzmer: Denkmäler als Medien der Erinnerungskultur in Frankreich seit 1944. München: Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung, 2007

Hermann Unterhinninghofen

neuzugänge

Mechtild Gilzmer: Denkmäler als Medien der Erinnerungskultur in Frankreich seit 1944. München: Martin Meidenbauer Verlagsbuchhandlung, 2007

Henry Leide: NS-Verbrecher und Staatsicherheit. Die geheime Vergangenheitspolitik der DDR. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 2006, 2., durchgesehene Auflage

Axel Töllner: Eine Frage der Rasse? Die Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern, der Arierparagraf und die bayrischen Pfarrfamilien mit jüdischen Vorfahren im „Dritten Reich“. Stuttgart: Kohlhammer, 2007

Steffen Raßloff: Fritz Sauckel. Hitlers „Muster-Gauleiter“ und „Sklavenhalter“. Erfurt: Landeszentrale für politische Bildung Thüringen, 2007

Hans Coppi, Nicole Warmbold (Hg.): 60 Jahre Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes. Lesebuch zu Geschichte und Gegenwart der VVN. Berlin: VVN-BdA, 2007

Initiative gegen das Vergessen – Zwangsarbeit in Schweinfurth (Hg.): Das kurze Leben der Zofia Malczyk. Ebertshausen: Verlag Rudolph & Enke, 2007

Thomas Heldt u.a. (Hg.): Kein Ort der Zuflucht für hilfsbedürftige alte NS-Verfolgte? Durch NS-Verfolgung traumatisierte Menschen in der Altenhilfe und Altenpflege. Frankfurt a.M.: Mabuse-Verlag, 2006

Volkhard Knigge, Norbert Frei (Hg.): Verbrechen erinnern. Die Auseinandersetzung mit Holocaust und Völkermord. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2005

Saul Friedländer: Das Dritte Reich und die Juden. Verfolgung und Vernichtung 1933–1945. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2006

Andreas Pflock: Auf vergessenen Spuren. Ein Wegweiser zu Gedenkstätten in den Niederlanden, Belgien und Luxemburg. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2006

Harald Welzer (Hg.): Der Krieg der Erinnerung. Holocaust, Kollaboration und Widerstand im europäischen Gedächtnis. Frankfurt: S. Fischer Verlag, 2007

Vincas Bartusevičius, Joachim Tauber und Wolfram Wette (Hg.): Holocaust in Litauen. Krieg, Judenmorde und Kollaboration im Jahre 1941. Köln: Böhlau, 2003

neuzugänge

Susan Campbell Bartoletti: Jugend im Nationalsozialismus. Zwischen Faszination und Widerstand. Berlin: Berlin Verlag, 2007

Michail Krausnick, Lukas Ruegenberg: Elses Geschichte. Ein Mädchen überlebt Auschwitz. Düsseldorf: Sauerländer Verlag, 2007

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Gedenkstätten KZ Bisingen e.V.: „Es war ein Bahnhof ohne Rampe“. Ein Konzentrationslager am Fuße der Schwäbischen Alb. Stuttgart: LpB Baden-Württemberg, 2007

Alice Rühle-Gerstel: „Wo rett' ich mich hin in der Wlt. Feuilletons, Reportagen, Rezensionen und Kinderbeilagen 1924-1936. Herausgegeben von Jana Mikota. Berlin: trafo Verlag, 2007

Peter Berens: Trotzlisten gegen Hitler. Köln: Neuer ISP-Verlag, 2007

Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) Papenburg: „O bittere Zeit“ – Lagerlieder 1933 bis 1945. 3-CD-Edition. Papenburg, 2006

Mechtild Brand: Unsere Nachbarn. Zigeuner, Sinti, Roma – Lebensbedingungen einer Minderheit in Hamm. Essen: Klartext, 2007

François Marcot, Bruno Leroux und Christine Levisse-Touzé mit Unterstützung der Fondation de la Résistance: Dictionnaire Historique de la Résistance. Résistance intérieure et France Libre. (Historisches Lexikon der Résistance. Innere Résistance und Bewegung Freies Frankreich). Paris: Éditions Robert Laffont, 2006

Christine Hohmann: Dienstbares Begleiten und später Widerstand. Der nationale Sozialist Adolf Reichwein im Nationalsozialismus. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 2007

Studienkreis Deutscher Widerstand 1933–1945 (Hg.): Widerstand gegen den Nationalsozialismus. Perspektiven der Vermittlung. Frankfurt: VAS, 2007

„O bittere Zeit – Lagerlieder 1933 bis 1945“

Das Dokumentations- und Informationszentrum (DIZ) Emslandlager hat 2006 unter dem Titel „O bittere Zeit – Lagerlieder 1933 bis 1945“ eine Sammlung mit 3 CDs und zwei Booklets herausgegeben. Die CDs sind thematisch unterteilt: Die erste CD „Liedzeugen“ präsentiert Lagerlieder, gesungen von ehemaligen KZ-Häftlingen. Darunter Aleksander Kulisiewicz aus Polen, der 1940 als 21-jähriger Journalist ins KZ Sachsenhausen verschleppt und dort schnell als Sänger bekannt wurde. Nach 1945 sammelte er unzählige Lagerlieder. Einige dieser Lieder sind für die CD-Sammlung seinen bisher unveröffentlichten Tonbandaufnahmen aus den 1960er Jahren entnommen. Aleksander Kulisiewicz selbst ist aber auch mit mehreren eigenen Interpretationen vertreten. Andere Lieder wurden bei Treffen von ehemaligen KZ-Häftlingen ebenfalls in den 1960er Jahren aufgezeichnet. Das Buchenwaldlied z.B. wird von Erich Fried vorgetragen. Sowohl die Aufnahmequalität als auch künstlerische Interpretation sind sehr unterschiedlich, aber alle Lieder sind einmalige historische Dokumente.

Die zweite CD mit dem Titel „Liedorte“ umfasst sowohl Lieder, die sich mit den Stätten der Konzentrationslager beschäftigen (Sachsenhausenlied, Ravensbrücklied usw.), aber auch mit Orten und Situationen. Es handelt sich um Neuaufnahmen von verschiedenen Gruppen oder Personen. Hier finden sich z.B. auch das Bremer Projekt-Ensemble oder die Gruppe Argus. Mit Argus hatte das DIZ bereits 1997 die Liedsammlung „Weiss ich, was ein Mensch ist“ – Lieder gegen das Vergessen“ herausgegeben. Auch die Gruppe Grenzgänger ist auf der CD „Liedorte“ zu finden, die nach bekannten Melodien Lieder wie das Neuengammer Lagerlied als Swing interpretiert und damit Assoziationen an Django Reinhardt und Coco Schumann und 500.000 ermordeten Sinti und Roma hervorruft.

„Liedvariationen“ ist der Titel der dritten CD und stellt Lagerlieder in ganz neuen Interpretationen dar. Es ist eine Annäherung an diese Lieder in der heutigen Zeit, u.a. auch mit Einsatz von elektronischen Instrumenten und Untermalungen. Wer die früheren Interpretationen, sei es als Chor- oder Einzelgesang kennt, wird manchmal irritiert sein über diese Art der Darstellung. Aber auch Wolfgang Szepansky und der Ernst-Busch-Chor Berlin sind vertreten. Gerade die drei so unterschiedlichen CDs machen diese Sammlung so spannend. Sie ist eine Auseinandersetzung mit den historischen Liedern, die entweder aufgezwungene Lagerhymnen waren, aber auch Sehnsüchte und Träume und den Widerstandsgeist der Häftlinge ausdrücken. Heutige Interpretationen können keine „Kopie“ der Erlebnisse und Erfahrungen der KZ-Häftlinge schaffen; die Authentizität dieser Lieder unter den Lagerbedingungen kann und soll nicht wiederhergestellt werden. Der Anspruch war daher, mit dieser Veröffentlichung eine „Transformation“ zu versuchen. Die Lagerlieder sind sowohl einmalige historische Dokumente, aber auch subjektive und emotionale Lernmittel. Etliche der bekannteren Lagerlieder sind uns als Chorgesänge oder Märsche im Ohr, es gab aber vielseitige Lieder, die sich mit dem Lager-

leben und -sterben beschäftigten. Die hier vorgestellte Sammlung erhebt keinen Anspruch auf Vollständigkeit, verdeutlicht aber die Vielfältigkeit der Musik in den KZs. Neben den bekannten Liedern wie Moorsoldaten, Buchenwaldlied, Sog mit kejnmol, sind die Aufnahmen der Westerborg-Serenade von Johnny & Jones zu nennen, oder Gisela Söhnlein & Hetty Voute aus den Niederlanden, die im KZ Liedtexte auf bekannte Melodien dichteten und vortrugen. Oder Ausschnitte aus der im Lager 1943 erstmals aufgeführten Revue „Humor und Melodie“ von Willy Rosen, hier interpretiert von Luis de Wijze, der auch an der ersten Aufführung in Westerborg 1943 beteiligt war.

Die Sammlung der Lieder wird ergänzt durch ein Booklet mit den Liedtexten, wobei nur teilweise die Ursprungstexte und die deutschen Übersetzungen veröffentlicht sind. Das Begleitheft „Liederkundungen“ beschäftigt sich mit der Geschichte von Lagerliedern und bietet Hintergrundinformationen zur Entstehung der einzelnen Lieder. Interpreten erklären, mit welcher Intention sie sich heute mit den Lagerliedern beschäftigen, wie sie ihren Zugang finden. Die Sammlung „O bittere Zeit“ wurde von Fietje Ausländer, Susanne Brandt und Guido Fackler herausgegeben und ist auch Teil der Vermittlungsarbeit des DIZ Emslandlager. Die Sammlung wurde bereits mit einem Preis der deutschen Schallplattenkritik ausgezeichnet. Das sicher zu Recht.

„O bittere Zeit – Lagerlieder 1933 bis 1945“, Dokumentations- und Informationszentrum Emslandlager, Papenburg 2006.

Doris Seekamp

„Seit den Verhören ... hatten wir keine Illusionen mehr.“

Die Edelweißpiraten waren eine oppositionelle Jugendsubkultur im NS-Deutschland und finden seit Jahrzehnten immer wieder Aufmerksamkeit in unterschiedlichen Medien: Der Spielfilm *Edelweißpiraten* wurde zuerst im September 2004 beim 28. Weltfilmfestival in Montreal gezeigt, Deutschland-Premiere war im November 2005 und seit 2006 liegt der Film als DVD vor. Das Drehbuch schrieb Kiki von Glasow, die Ehefrau des Regisseurs Niko von Glasow. Als Hauptdarsteller agierten Iwan Stebunov, Bela B. Felsenheimer (bekannt durch die Punk-Band „Die Ärzte“), Jochen Nickel und Anna Thalbach. Die DVD enthält interessante Interviews und Zusatzmaterial.

Der Film ist ein Beitrag zu einer lang andauernden Kontroverse, bei der es vorrangig um die Frage geht, ob und inwieweit sechs 1944 in Köln-Ehrenfeld hingerichtete Jugendliche den Edelweißpiraten und inwieweit dem Widerstand zuzurechnen sind. Diese Position stützt der auf realen Ereignissen beruhende Streifen. Auch den Großteil der dargestellten Personen hat es gegeben.

Die Geschichte: Ein 17-jähriger Edelweißpirat lebt mit seinem jüngeren Bruder – der anfangs noch Hitlerjunge ist – im zerbombten Köln-Ehrenfeld. Bei ihren Streifzügen durch die Stadt entdecken die Edelweißpiraten den aus einem Konzentrationslager entflohenen und in ein Bombenräumkommando gezwungenen

Hans Steinbrück, der Sprengkörper entschärfen muss und sich dabei verletzt hat. Sie bringen ihn im Haus von Cilly Serve, der Schwägerin der Brüder, unter. Nachdem Attentatspläne der Gruppe auf das Gestapo-Hauptquartier verraten und die Wohnung durch die Gestapo besetzt ist, motiviert Steinbrück die Jugendlichen zu einer Befreiungsaktion, die scheitert. Um seinen kleinen Bruder aus dem Gefängnis zu retten, verrät der 17-Jährige der Gestapo den Unterschlupf von Steinbrück. Dieser und weitere Edelweißpiraten – darunter sein kleiner Bruder – werden gefangen genommen und hingerichtet.

Hinzu erfunden hat die Drehbuchschreiberin Kiki von Glasow die Hauptfigur, den 17-jährigen Edelweißpiraten Karl Ripke – aus dessen Sicht die Geschichte erzählt wird. Vorlage für diese Figur ist Jean Jülich, der seine Erinnerungen *Kohldampf, Knast un Kamelle* veröffentlicht hat. Er ist „einer der letzten noch lebenden Edelweißpiraten“ (S. 7). Jülich war in Köln im Spätherbst 1942 als 13-Jähriger kurz vor Beginn seiner Lehre als Schlosser auf die Edelweißpiraten aufmerksam geworden. Die Jugendlichen trafen sich allabendlich und strahlten für ihn etwas Unangepasstes und Romantisches aus und er schloss sich ihnen an. Die Edelweißpiraten um Jean Jülich aus Köln-Sülz bekamen Kontakt zu der Köln-Ehrenfelder Gruppe, deren Mitglieder das Chaos in der zerstörten Stadt ausnutzten, um Aktionen gegen einzelne Nazis durchzuführen, aber auch um Lebensmittel zu stehlen. Jülich kannte einige von ihnen und traf sie später im Gefängnis wieder. Fiktiv ist auch Karls kleiner Bruder Peter Ripke. Trotz der genannten und einigen weiteren fiktionalen Elementen, handelt es sich also um einen Film mit viel Authentizität, auch wenn einige Handlungsstränge hinzugefügt wurden. Der überlebende Ich-Erzähler Karl Ripke/Jean Jülich erinnert sich – in den Abspann sprechend – wieder aus dem Off an die Edelweißpiraten: „Ich hab das alles hier erzählt, damit sie nicht vergessen werden.“ Ganz am Ende des Filmabspans – in der bisherigen Rezeption unbeachtet geblieben – wird mit einer Verfremdung gearbeitet: Die Schauspieler, die die Ehrenfelder Edelweißpiraten dargestellt haben, demonstrieren ihre Lebendigkeit.

In der ästhetischen Gestaltung verzichtet Niko von Glasow auf die sonst in Filmen zum Nationalsozialismus übliche Nazi-Emblematik, wehende Hakenkreuzfahnen und Uniformen. Den Film begleitend haben die Palladio Film und Niko von Glasow einen „Comic zum Film“ herausgegeben. Mit der Fotogeschichte kann der Filmerzählung nachgegangen werden. Optisch werden die Texte von Nazis in Frakturschrift hervorgehoben. Wie im wirklichen Film enthält der Abspann des „Comic“ alle Angaben zu den Mitwirkenden. Den Abschluss bildet eine seltsam anmutender Fotogalerie der Mitwirkenden: einige kostümiert oder halbnackt und – in einem Fall – völlig nackt.

Zu dem Film ist außerdem ein von Gudrun Baudisch zusammengestelltes Film-Heft für die Vor- und Nachbereitung im Schulunterricht erschienen. Es finden sich dort eine Inhaltsangabe des Films, eine Liste der Filmfiguren, Hinweise auf zu bearbeitende Problemstellungen zu den historischen Ereignissen und Personen, eine (unvollständige) Auflistung der Ereignisse, geschichtliche Hintergrundinformationen zu den Film betreffenden Themen, eine Sequenzübersicht, Hinweise zur Filmsprache, Diskussi-

onsimpulse zu Inhalten, Themen und Filmsprache, Literaturhinweise sowie Lehrplanbezüge für den fächerübergreifenden Unterricht in der Mittelstufe.

Eine weibliche Ergänzung zu den Erinnerungen von Jean Jülich sind die – nicht direkt auf den Film bezogenen – Erinnerungen von Gertrud Koch, „die ich nur subjektiv wiedergeben kann.“ (S. 18) Das Buch *Edelweiß* ist aus der Sicht der jugendlichen „Mucki“ – wie sie genannt wurde – geschrieben und richtet sich an Jugendliche. Der Vater der sich Erinnernden war Kesselschmied und „Kommunist mit Herz und Seele“ (S. 24) und ihre Mutter Apothekerin und Kassiererin in der KPD. Gertrud Koch (1924 in Köln geboren) war bei den Roten Jungpionieren. Sie spricht aber auch von „bündischer Jugend“ – ohne eine konkrete Gruppe zu nennen – und Naturfreunden, mit denen sie wanderte. Hier ist unklar, wo sie wann organisiert war.

„Ende 1939 oder Anfang 1940, so genau kann ich mich nicht mehr erinnern“, (S. 87) entwickelte sich ihre Gruppe langsam zur Widerstandsgruppe, für die der Name „Edelweiß“ beschlossen wurde. „Der Name bezog sich dann später auf viele Jugendgruppen, nicht nur im Kölner Raum.“ (S. 90) Beansprucht sie damit, dass die von ihr abgelehnte Bezeichnung Edelweißpiraten – „weil sie es für eine diffamierende Bezeichnung der Gestapo hält“, wie der Leiter des NS-Dokumentationszentrums der Stadt Köln im Vorwort schreibt – auf sie zurückgeht? Dies ist nicht das einzige Problem: Gertrud Koch hat ihre Geschichte von Regina Carstensen aufschreiben lassen, die offenbar alles aufgeschrieben hat, was erzählt wurde, ohne Fehler zu korrigieren. Beispielsweise wird wiederholt bei dem Namen des Emsland-Konzentrationslagers Esterwegen das „n“ weggelassen. Zweifel sind auch angebracht, wenn Koch überliefert, dass ihr Vater 1932 Hitler als „Sozialfaschist“ bezeichnet habe – so beschimpfte zu der Zeit die KPD Sozialdemokraten und keine Nationalsozialisten. Auch will sie nach der Schule 1938 eine Ausbildung als Montessori-Kindergärtnerin absolviert haben, was sicherlich nicht stimmt: Sollte es in Köln nach 1933 eine Montessori-Institution gegeben haben? Auch einige andere Erzählelemente dürften nicht immer durch Fakten belegbar sein. Diese Kritik kann sich aber nicht an eine über Achtzigjährige richten. Kann von ihr verlangt werden, dass sie sich an alle Einzelheiten historisch richtig erinnert? Hier wären die „Aufschreiberin“, Lektorat und Herausgeber gefragt und Richtigstellungen erforderlich gewesen. Gertrud Koch erzählt ausführlich, wie die Gruppe „Edelweiß“ antifaschistische Flugblätter verteilte und Parolen auf Hauswände und Eisenbahnzüge schrieb, bis die Gestapo ihre Aktivitäten entdeckte. Es erfolgten Verhöre durch die gleichen Gestapobeamten, die auch in dem Film „Edelweißpiraten“ und im „Comic“ auftauchten. „Seit den Verhören im EL-DE-Haus hatten wir keine Illusionen mehr.“ (S. 170) Nach ihrer Freilassung ist sie aus Köln fort gegangen und hat auf einer Alm auf der Schwäbischen Alb gelebt. Sie erzählt, dass sie im November 1944 kurze Zeit in Köln war, um Papiere aus der Wohnung zu holen. Im Traum sieht sie die – in im Film dargestellte – Hinrichtung der sechs Jugendlichen und erlebt am folgenden Tag die tatsächliche Erhängung vermittelt durch Reaktionen der Bevölkerung. Sie kehrt nach Süddeutschland zurück und

kommt 1945 endgültig wieder nach Köln. 2000 hat sie begonnen, von ihrem Leben zu erzählen und 2005 wurde sie als Widerstandskämpferin anerkannt.

Das Leben von „Mucki“ ist auch Teil der sehr sehenswerten Ausstellung *Von Navajos und Edelweißpiraten* in Köln. Die Ausstellung wandert seit 2004 durch die Republik. Sie wird von einem Informationsheft begleitet. Wie die Ausstellung besteht das Heft aus einer Chronik (6 Tafeln über die historischen Hintergründe), weiteren Tafeln zur Verfolgung durch Hitler-Jugend, Geheime Staatspolizei und Justiz (6), zu beliebten Treffpunkten (4), Erkennungszeichen wie Kleidung, Grußformen und Abzeichen (3), Ausflügen in die Umgebung Kölns und weiter weg (7), die Bedeutung der Musik als Ausdruck des Lebensgefühls (5) und gemeinsame Aktivitäten von „Mädchen – Jungen“, die gegen Vorgaben des NS-Staates verstießen (3). Die Tafeln informieren mit vielen Bildern und kurzen Texten, anschaulichen Beispielen und biographischen Skizzen. Nach der Darstellung des breiten Spektrums unangepassten Jugendverhaltens werden gesondert die katholische Jugendbewegung, die „Navajos“ und die „Edelweißpiraten“ behandelt – u.a. geht es auch um „Mucki“ und den Bruder eines der im November 1944 hingerichteten Jungen.

Abschließend ist auf ein sehr interessantes Projekt hinzuweisen, welches in Zusammenhang mit dieser Ausstellung entstanden ist. „Es war in Schanghai“ besteht aus einer Musik-CD, einer DVD und einem Buch. Der Mitherausgeber Martin Rütter führt mit seinem Aufsatz „Wo keine Gitarre klingt, da ist die Luft nicht rein“ in das Singen in der NS-Zeit ein. Von Kölner Bands und Sängern werden 18 von Edelweißpiraten gesungene Lieder in die Jetztzeit transferiert. Der schmale Band informiert über die Geschichte dieses Projektes, was in enger Zusammenarbeit – die weit über das Mit-Singen hinausging – mit ehemaligen Navajos und Edelweißpiraten entstanden ist. Deren Begeisterung über die neuen Interpretationen „ihrer“ Lieder hielt sich in Grenzen.

Die CD beginnt mit „Es war in Schanghai“, gesungen von Jean Jülich und auch „Mucki“ Koch tritt mit einem „urkölischen Lied“ (S. 81) auf. Weitere Stücke sind „In Junkers Kneipe“, „Wir saßen in Jonnys Spelunke“, „Hohe Tannen“ und „Aus grauer Städte Mauern“ – um nur einige bekannte Lieder zu nennen. Über die textlichen und musikalischen Hintergründe sowie die Rezeptionsgeschichte der Lieder klärt der Begleitband auf, der auch über die Interpretinnen und Interpreten informiert. Die auf der DVD befindliche Film-Dokumentation zeigt Bilder dieses gelungenen Projektes.

Wie auch immer man die Edelweißpiraten und die Ereignisse in Köln-Ehrenfeld bewerten will: Auf jeden Fall hat die von einer relativ umfangreichen journalistischen Berichterstattung begleitete und noch nicht abgeschlossene Kontroverse zur Folge, dass die oppositionellen Aktivitäten von Edelweißpiraten und anderen oppositionellen Jugendlichen nicht vergessen werden. Denn nur durch die öffentliche Diskussion hat diese lange Zeit wenig beachtete oppositionelle Jugendkultur Beachtung gefunden. Die hier angesprochen Medien bieten reichlich Diskussionsstoff für die Fortsetzung der Debatte – was will man mehr?

Edelweißpiraten. Ein Film von Niko & Kiki von Glasow. DVD Video. München: VCL Communications, 2006

Edelweißpiraten. Comic zum Film. Herausgegeben von Palladio Film und Niko von Glasow. Köln: Verlag der Buchhandlung Walther König, 2006

Jean Jülich: Kohldampf, Knast un Kamelle. Ein Edelweißpirat erzählt sein Leben. Mit einem Vorwort von Wolfgang Niedecken. Herausgegeben von Marion Heister. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 2003

Gudrun Baudisch: Edelweißpiraten. Filmheft. Herausgegeben vom Institut für Kino und Filmkultur. Köln, 2005

Gertrud Koch: Edelweiß. Meine Jugend als Widerstandskämpferin. Aufgeschrieben von Regina Carstensen. Reinbek: Rowohlt Taschenbuch Verlag, 2006

Martin Rütter (Projektleitung und Texte): Von Navajos und Edelweißpiraten. Unangepasstes Jugendverhalten in Köln 1933-1945. Ausstellungsheft. Köln, 2005

Martin Rütter, Jan Ü. Krauthäuser, Rainer G. Ott (Hg.): ‚Es war in Schanghai‘. Kölner Bands interpretieren Lieder der Edelweißpiraten. Musik-CD/DVD/Buch. Köln, 2005

Kurt Schilde

Frühe Konzentrationslager

Teile der Bevölkerung verbinden die Konzentrationslager (KZ) mit der Kriegszeit. Das stimmt für die Vernichtungslager. Aber die ersten KZ sind Anfang März 1933 – wenige Wochen nach der Machtübertragung – entstanden, das System der KZ ist von Beginn an Begleiter der NS-Herrschaft. Sie waren zunächst Folge und Fortsetzung des im Februar 1933 einsetzenden ungezügelter SA-Straßenterrors. Als nach den ersten – teils emotional-willkürlichen, teils geplant nach zum Teil noch in der Weimarer Zeit vorbereiteten Listen (etwa in Bremen) erfolgten – Massenverhaftungen politischer Gegner die Gefängnisse aus allen Nähten platzten, riefen Innenminister, Polizei, Bürgermeister und Landräte nach zusätzlichen Haftstätten und „Konzentrationslagern“. Der vorliegende Band 2 der Reihe *Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945* beschäftigt sich in 13 Einzelbeiträgen mit den frühen KZ Lichtenburg in Prettin bei Torgau (1933 bis 1939), Columbia-Haus in Berlin (Juli 1933 bis November 1936), Sonnenburg bei Küstrin (April 1933 bis April 1934), Glückstadt (April 1933 bis Februar 1934), Kuhlén in Holstein (Juli bis Oktober 1933), Brauweiler bei Köln (April 1933 bis März 1934), Esterwegen, Börgermoor, Neustrom im Emsland (Juni 1933 bis Sommer 1936), Ankenburg in Südbaden (Mai 1933 bis März 1934), Kislau in Nordbaden (April 1933 bis Anfang 1939), Hassenberg bei Neustadt/Coburg (April bis Juli 1933), Leschwitz bei Görlich (März bis August 1933), Mißler (März bis September 1933), Ochtmund und Langenlütjen II in Bremen (Herbst 1933 bis Anfang 1934).

Die KZ wurden in alten Gefängnissen (Lichtenburg, Sonnenburg), Arbeitshäusern (Ankenburg, Brauweiler, Glückstadt, Kislau, Kuhlén) oder Hallen (Bremen-Mißler) auf die Schnelle hergerichtet. Als Häftlinge wurden politische Gegner, vor allem aus der Arbeiterbewegung, missliebige Intellektuelle, bald auch Zeugen Jehovas und Juden, vereinzelt Zentrumspoli-

tiker und Pfarrer eingesperrt. Es waren in der Regel Männer; von den in diesem Band vorgestellten KZ nahm die Lichtenburg von 1936 bis 1939 Frauen auf. In einer Zeit mit einer noch unsicheren Machtbasis der NS wollte man alte Rechnungen begleichen, die Häftlinge aus dem gesellschaftlichen Leben ausschließen und die hinter ihnen stehenden Organisationen von der politischen Einflussnahme ausschalten. Zur Täuschung und verharmlosend „Schutzhäftling“ genannt, erfolgten Verhaftung und Einweisung überwiegend ohne Strafverdacht, allein wegen abweichender politischer Meinung oder religiöser Zugehörigkeit, unter Bruch grundlegender Rechtsgrundsätze (nebenbei: daran sollten alle jene denken, die heutzutage Menschen vorbeugend und verdachtsunabhängig überwachen und notfalls „wegsperrn“ wollen). Die Ziele der Inhaftnahme waren Abrechnung mit dem politischen Gegner, Repression, Widerstandshandlungen vorbeugen oder brechen, Menschen und Organisationen isolieren und gesellschaftlich ächten, hier und da auch Umerziehung durch harte Arbeit und politische Beeinflussung, was aber bald aufgegeben wurde (vgl. Bremen-Mißler und Kuhlén). Berichtet wird von willkürlicher Behandlung, Einschüchterung, Angst und Schrecken bis hin zu Misshandlungen, Schlägen, Spießbrutenlaufen und vereinzelt von Tötungen. Bereits in dieser Anfangszeit zeigen sich Abstufungen in der Behandlung der Gefangenen. Bekannte Politiker, Zeugen Jehovas und jüdische Häftlinge wurden besonders drangsaliert und gedemütigt und den schwersten Kommandos zugeteilt. Die Bewacher, SA-, später SS-Leute, schlecht ausgebildet und vorbereitet, wurden auf ihre Aufgabe gedrillt und konnten ihren Frust abregieren. Nach Herbert Meyer gab es in der Lichtenburg die „Hasserfüllten und die Habgierigen“, daneben ein paar Anständige. Als besonders brutal galt das SS-Personal im KZ Sonnenburg, „Folterhölle“ genannt, was selbst dem Gestapo-Chef Diels auffiel. Die Übergriffe blieben für das Wachpersonal praktisch sanktionslos. Allerdings wurde in Bremen-Langenlütjen SA durch Schutzpolizei ersetzt; im Columbia-Haus wurden im September 1934 „Schikanen und Quälereien“ verboten, ohne dass sich freilich an dem brutalen Regime unter Kommandant Karl Koch etwas änderte. Die Zustände in den frühen KZ werden als System der Willkür und vollkommener Rechtlosigkeit charakterisiert. Auch wenn sie Provisorien waren, sie nahmen den Charakter des rechtsfreien Raums, des *anus mundi* vorweg. Im Lauf des Jahres 1934 wurde mit der Festigung der NS-Herrschaft, der Ausschaltung der SA, der Übernahme der KZ durch die SS und der beginnenden Unterordnung der Planung unter die Kriegsziele wurde die Herrschaftsausübung durch ein System von Terror und Gewalt abgelöst, das bis ins Kleinste geregelt war. Dies zeigt sich z.B. in der Übernahme der „Dachauer Lagerordnung“ von Theodor Eicke in vielen KZ, in dem Verhalten der Häftlinge und Sanktionen minutiös verzeichnet sind. Wie Berichte z.B. aus den Emslandlagern oder der Lichtenburg belegen, wäre es allerdings ein grober Irrtum anzunehmen, dass sich damit die Haft-, Essens-, Arbeits- und Hygienebedingungen gebessert hätten oder gezielte Schikanen, Misshandlungen und Quälereien bis hin zu Tötungen ausgeschlossen worden wären. Gegen das System von willkürlichen Strafen, Misstrauen, Spaltung und Vereinzelung setzten Teile der Häftlinge kulturelle Aktivitäten (so

entstand das Lied von den „Moorsoldaten“), Hilfe für besonders drangsalierte (z.B. für Carl von Ossietzky) und Solidarität, teilweise Anfänge einer illegalen Lagerleitung. Errichtung und Betrieb der KZ geschahen nicht unbemerkt von der Öffentlichkeit, auch wenn die Machthaber sie häufig an den Rand von Gemeinden legten und viel Aufwand zur Tarnung betrieben. So wurde in Zeitungen über die Errichtung der KZ und die Einlieferung von „Volksschädlingen“ in Bremen und Kuhlén berichtet. Berichte über die Zustände gelangten nach außen, Exil- und illegale Zeitungen verbreiteten sie. Die Berichte über Misshandlungen etc. scheinen aber – von ganz wenigen Ausnahmen abgesehen – keine Ablehnung in der Bevölkerung ausgelöst zu haben, jedenfalls haben sie die Verantwortlichen nicht zur Abkehr veranlasst. Eine Ausnahme ist das mitten in der Stadt liegende KZ Bremen-Mißler, das womöglich u.a. deshalb etwas früher aufgelöst wurde, weil Anwohner auf das KZ-Gelände sehen konnten.

Die Band informiert auch über Namen von Häftlingen (z.B. Lichtenburg, Columbia-Haus), die weitere Nutzung der Gebäude nach Auflösung der KZ, evtl. Nachkriegsprozesse gegen verantwortliches Lagerpersonal sowie über Gedenktafeln und Gedenkstätten.

Wolfgang Benz, Barbara Distel (Hg.): Herrschaft und Gewalt. Frühe Konzentrationslager 1933–1939. Geschichte der Konzentrationslager 1933–1945. Band 2. Berlin: Metropol-Verlag, 2002
Hermann Unterhinninghofen

Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus

Mit der vorliegenden Studie legen die Herausgeber Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin und Eike Wolgast eine Aufsatzsammlung zu Geschichte und Aufbau der Heidelberger Universität im Nationalsozialismus vor. Das umfassende Werk (1277 Seiten) schließt eine Lücke über ein wichtiges Kapitel Heidelberger Geistesgeschichte, indem es einen Gesamtüberblick über Personen, Studenten und Aufbau der Universität gibt.

33 Wissenschaftler der verschiedenen im Buch vorgestellten Fachbereiche, meist der Universität Heidelberg angehörig, liefern in Überblickskapiteln die Geschichte der einzelnen Seminare.

Schematisch orientiert sich das Buch am universitätsinternen Aufbau. Neben einem Überblick über Geschichte und Rolle des Rektors, der Studentenschaft und der gesellschaftspolitischen Einbettung der Universität Heidelberg finden sich ein Personenregister und die Geschichte der Fachbereiche gegliedert nach den Fakultäten der Universität. Dabei orientieren sich die Spezialisten an einer Institutionen- und Personengeschichtsschreibung, eingebettet in eine feste Struktur der Herausgeber, die sich an das am Anfang gegebene Gesamtbild anschließt:

An die Ausgangspositionen der Weimarer Republik (Reputation, Personal, Lehre) schließen sich die politischen und rassistischen Verfolgungen und Säuberungen in den Fachbereichen an; auf der Grundlage der Säuberungen die Neubesetzung der Stellen und die Anpassung

der Lehre und des Geistes an die nationalsozialistische Politik. Den Abschluss bildet jeweils ein Ausblick auf Zusammenbruch und Befreiung. Das Buch bildet dabei die späte Aufarbeitung der eigenen Geschichte einer sich auf Tradition und Geist der Wissenschaft berufenden Institution. Genoss die Universität Heidelberg zur Weimarer Zeit Weltruhm, und standen Lehrstuhlinhaber wie z.B. Carl Jaspers für den liberalen und republikanischen Geist dieser Einrichtung, schaffte es der nicht geringe Anteil der nationalsozialistisch orientierten Studentenschaft mit der Minderheit des nationalsozialistisch gesinnten Lehrkörpers, die Universität binnen kurzer Zeit in das Geistesleben der nationalsozialistischen Gesellschaft einzubetten. Dies hatte die universitäre Gleichschaltung im Zuge des Erlasses der neuen badischen Hochschulverfassung am 21. August 1933, welche die akademische Selbstverwaltung zugunsten eines Führer-Rektor-Prinzips verwarf und damit einen Anklang an anti-westliches, anti-parlamentarisches, „originär deutsches Denken“ an der „Grenzlanduniversität Heidelberg“ brachte. Der neu ernannte Rektor Wilhelm Groh rühmte 1935 jene Verfassung vom 21. August 1933 in der Zeitschrift „Deutsches Recht“ (5. Jg., 1935, S. 4) als „taugliches Instrument, um dem Nationalsozialismus in der Hochschule Eingang zu verschaffen“.

Weiter ist die Unterwerfung der Studentenschaft unter die nach völkischen Kriterien operierende Deutsche Studentenschaft und die politische Zensur und den Terror durch studentische Verbände wie den NSDStB zu nennen, die politisch missliebige Dozenten, kommunistische Studenten oder jüdische Personen an der Universität verfolgten.

Ziel war es, die Revolution des nationalen Volksgesistes, der Herstellung der Wehrfähigkeit an der Universität durch Pflichtsportprogramme, Arbeits- und Wehrdienste und schließlich die Unterordnung der Lehre unter den neuen nationalsozialistischen Geist voranzubringen. Auch eine massive nationalsozialistische Jugendbewegung trug neben der Gleichschaltung zum Aufstieg dieser Bewegung bei und drückte sich z.B. in einer Bücherverbrennung am Universitätsplatz am 17. Mai 1933 aus, aber auch in der Machtfülle der Studentenschaft, die den Erlanger Historiker Otto Brandt resümierte ließ: „Aber was ist aus der stolzen Heidelberger Universität geworden? Nicht der Rektor, sondern ein wilder Studentenführer regiert, in dessen Vorzimmer Professoren über eine Stunde geduldig warten, bis sie gnädigst vorgelassen werden!“ (vgl. Helmut Reiber: Universität unterm Hakenkreuz Teil 2, Bd. 2. München 1994, S. 282ff). Rassistische Verfolgung, politische Säuberungen und die Gleichschaltung ließen die Universität Heidelberg dabei von der „humanistischen Universität“ zum Ort „nationaler Willensbildung und Charakterbildung“ (aus der Rede des Heidelberger Rektors Ernst Kriek am 23. Mai 1933) werden. Eine noch zu führende Debatte ist, wie sie in der Geschichte des Philosophischen Seminars angerissen wird, die Bedeutung der akademischen Lehre der Universität in diesem Kapitel deutscher Geistesgeschichte: Wie wirkte beispielsweise diese in die Nachkriegszeit hinein? Dies zu tun ginge aber über den Anspruch des Buches, ein Gesamtverzeichnis der Institutionen- und Personengeschichte der Universität Heidelberg im Nationalsozialismus zu sein, hinaus. Mit der umfassenden Quellenkenntnis, den Bezug auf das Heidel-

berger Universitätsarchiv und nicht zuletzt einer umfassenden Forschungstätigkeit zu Geschichte und Selbstverständnis der eigenen Institution legen die Herausgeber das Standardwerk zur Geschichte der in den zwanziger Jahren – nach Carl Zuckmayer – „geistig anspruchsvollsten Universität Deutschlands“ im Nationalsozialismus dar.

Wolfgang U. Eckart, Volker Sellin, Eike Wolgast (Hg.): Die Universität Heidelberg im Nationalsozialismus. Heidelberg: Springer, 2006

Benjamin Huhn

Der Widerstand im Nachkriegsdeutschland

„Die Überlebenden des deutschen Widerstandes und ihre Bedeutung für Nachkriegsdeutschland“, so lautet der Titel des sechsten Bandes der Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944, den Joachim Scholtzseck und Stephen Schröder herausgegeben haben. Ziel des Bandes, der auf einer Tagung im Februar 2004 beruht, ist es, „die spezifische Bedeutung bzw. den Einfluß der Überlebenden des deutschen Widerstandes im Nachkriegsdeutschland herauszuarbeiten und, soweit möglich, die Verbindungslinien hervortreten zu lassen, die aus dem Widerstand in die Frühgeschichte der Bundesrepublik hinüberführen“ (S. 4).

Joachim Scholtzseck konstatiert in seinem grundlegenden Beitrag einen raschen Bedeutungsverlust und eine Desillusionierung der Widerstandskämpfer im politischen Bereich. Nicht nur die begrenzten Einflussmöglichkeiten, die von alliierter Seite geboten wurden oder das Bild der Mehrheitsgesellschaft, das den Widerstand lange mit Verrat belegte, prägten diese Entwicklung. Auch in der dünnen Personaldecke, der Zurückhaltung und dem fehlenden Willen zur Macht sieht der Autor ebenso Determinanten, wie im fortgeschrittenen Alter der Überlebenden, dem unerwarteten Erfolg der Bundesrepublik und in den oft kompromisslosen Positionen Adenauers. Die Bedeutung des Widerstandes in der Christdemokratie betrachten Tilman Mayer und Rudolf Morsey in ihren beiden Beiträgen. Bei der Gründung der überkonfessionellen Unionsparteien haben nach Mayers Ansicht die Erfahrungen aus der Verfolgung und dem Widerstand eine bedeutende Rolle gespielt. Ausführlicher als Mayer verdeutlicht Morsey anschließend die biographischen Verbindungslinien aus Widerstand und Verfolgung in die Union und den zunächst vorhandenen „Katakombengeist“ (Leo Schwering). Nicht zu kurz kommen dabei auch regionale Entwicklungstendenzen bei der Parteigründung.

Heinrich Potthoff wendet sich anschließend der Sozialdemokratie zu. Trotz persönlicher Verbindungslinien von Überlebenden in die Sozialdemokratie stellt er fest, dass der Widerstand der Sozialdemokraten und anderer freiheitlicher Sozialisten „weder die ihm gebührende Anerkennung“ bekommen hat „noch hat er in der Sozialdemokratie einen wirklichen nachhaltigen Bonus in der politischen Landschaft des Nachkriegsdeutschland und der Bonner Demokratie verschafft“ (S. 56). Dies erklärt er sowohl mit parteiinternen als auch gesamtgesellschaftlichen Faktoren. Die Aufsätze von Rudolf Lill und Henriette Schuppener sind stärker biographisch geprägt.

Lill portraitiert vier rheinische Gegner des NS-Regimes. Bei Schuppener steht die Person Harald Poelchaus im Mittelpunkt, der über tausend vor der Hinrichtung stehende Menschen betreute, darunter auch Mitglieder des Kreisauer Kreises oder der „Roten Kapelle“. Zudem kümmerte er sich auch außerhalb des Gefängnisses um Verfolgte.

Das komplizierte Verhältnis der Bundeswehr zum Widerstand analysiert der Beitrag von Stefan Geilen. Welchen Einfluss der Widerstand auf die Entwicklung der Presse- und Kulturlandschaft hat, ist Thema des Beitrages von Christoph Städt.

Einen Blick über Deutschland hinaus werfen die Beiträge von Michael Kißener und Pia Nordblom. Kißener plädiert dafür, den deutsch-französischen Ausgleich auch unterhalb der diplomatischen Ebene um Adenauer und De Gaulle auf dessen unterschiedlichen administrativen und gesellschaftlichen Ebenen zu betrachten, wie es an den Beispielen aus Justiz, Wissenschaft und katholischer Kirche andeutet. Die elsässische Widerstandszeitung „L'Alsace“ bzw. „Das Elsaß“, die zwischen dem 11. November 1940 und dem 19. November 1944 in unregelmäßigen Abständen erschien, wird in der mikrohistorischen Studie von Pia Nordblom vorgestellt. Dabei stellt Nordblom auch die beiden Protagonisten der Untergrundzeitung und deren Verständigungsbemühungen nach 1945 vor. Abgerundet wird der Band durch einen Beitrag von Klemens von Klemperer über den Nutzen von Zeitzeugen für die Historie.

Die Frage nach der Bedeutung des Widerstandes nach dem Ende des Nationalsozialismus und die Perspektiverweiterung auf die Zeit nach 1945, die dieser Band anstrebt, ist sicherlich verdienstvoll. Dennoch weist das Buch noch manche offene Stelle auf. Während der Titel beispielsweise verallgemeinernd nach der Bedeutung der „Überlebenden des Widerstandes“ für Nachkriegsdeutschland fragt, bleiben manche Bereiche außen vor, wie z.B. der kommunistische Widerstand und das Wirken von Kommunisten nach 1945 in der entstehenden Bundesrepublik oder auch der Widerstand und die Neuordnungspläne aus dem gewerkschaftlichen Bereich. Spannend wäre es sicherlich auch gewesen, den Verfassungsgebungsprozess der ersten beiden Nachkriegsverfassungen (Hessen und Bayern) in den Blick zu nehmen. Aus diesem Grunde lässt sich der vorliegende Band als Ausgangspunkt für weitere Forschungen verstehen, in der noch so manche Lücke zu schließen ist.

Joachim Scholtzseck, Stephen Schröder (Hg.): Die Überlebenden des deutschen Widerstandes und ihre Bedeutung für Nachkriegsdeutschland. Münster: LIT, 2005.

Thomas Altmeyer

Widerstand und Kollaboration in Europa

Der Sammelband „Widerstand und Kollaboration in Europa“ dokumentiert die Ergebnisse einer gleichnamigen Tagung der Forschungsgemeinschaft 20. Juli 1944 e.V., die im Juni 2002 stattfand. Enthalten sind darin nicht nur die einzelnen Vorträge, sondern auch ein (gekürzter) Zeitzeugenbericht von Monsignore Klaus Meyer, der als Halbjude verfolgt wurde und im Wider-

stand aktiv war, sowie eine Dokumentation der abschließenden Diskussionsrunde. Ziel der Veranstaltung und des vorliegenden Bandes war es, einen Überblick über den Forschungsstand zum Thema Widerstand und Kollaboration in Europa während des Zweiten Weltkrieges zu geben, Forschungslücken aufzuzeigen und methodisch-theoretische Impulse an die weitere Forschung weiterzugeben. Im ersten Teil des Bandes werden fünf Vorträge dokumentiert, wobei der erste allgemeine Überlegungen zum Thema, die anderen hingegen Länderstudien beinhalten, nämlich Polen, die Niederlande und Belgien, Frankreich sowie Italien. Klemens von Klemperer nähert sich dem Thema in seinem Beitrag „Über Widerstand und Kollaboration oder: Im Angesicht des Absurden“ aus einer dialektischen Perspektive. Während im Nachkriegseuropa – und das gelte überwiegend auch noch bis heute – Widerstand und Kollaboration als absolute und moralisch aufgeladene Gegenpole behandelt würden, seien beide in Wirklichkeit zwei Seiten einer Medaille. An Beispielen aus dem Dritten Reich und aus Frankreich erläutert von Klemperer die Janusköpfigkeit von Widerstand und Kollaboration und zeigt, warum das eine ohne das andere nicht möglich war. Dies gelte umso mehr, als dass Widerstandshandlungen meist nur unter dem Schutz von kollaborativem Verhalten erfolgreich sein konnten. Gerade das Überleben im Alltag unter einer totalitären (Besatzungs-)Herrschaft habe Kollaboration im Alltag unvermeidlich gemacht. Von Klemperer plädiert für eine nüchternere Behandlung und eine Konkretisierung der Begriffe, um ihre Dualität weiter herauszuarbeiten. Als erste Länderstudie folgt der Beitrag von Bogdan Musial „Auf dem Schlachtfeld zweier totalitärer Systeme. Widerstand und Kollaboration in Polen 1939–1945“. Musial beschreibt ausführlich die besondere Situation Polens, das durch den Hitler-Stalin-Pakt gleich unter zwei Besatzungen stand und zudem einem nationalsozialistischen Terror unterworfen war, wie ihn die besetzten westeuropäischen Länder nicht kannten. Nach einem etwas zu lang geratenem einleitenden Teil schildert er ausführlich die Probleme, denen der polnische Widerstand durch die doppelte Besatzung, den anschließenden Angriff Deutschlands auf die Sowjetunion und schließlich die Befreiung und Wiederbesetzung durch die Rote Armee gegenüberstand. Herman von der Dunk beschreibt die Unterschiede von „Widerstand und Kollaboration in den Niederlanden und Belgien“. Dabei hebt er sowohl die differenten politischen Kulturen der beiden Nachbarn als auch die ungleichen Erfahrungen im Ersten Weltkrieg hervor, welche die offizielle Politik wie auch den Widerstand geprägt hätten. Während in den Niederlanden nach der Flucht von Königin und Regierung nach London die Massenbewegung „Nederlands Unie“ versucht habe, unter Ausschluss der niederländischen Nationalsozialisten (NSB) eine weitgehend eigenständige niederländische Reformpolitik durchzuführen, hätten sich in Belgien vor allem die faschistischen Bewegungen beider Landesteile der deutschen Besatzungsmacht angedient, zumal König Leopold zur Beendigung des Kriegszustandes schnell eine Zusammenarbeit mit den Deutschen propagiert hatte. Der Unterschied der Besatzungsregime in den beiden Ländern liege in Belgien aber auch in der Dominanz des Militärs gegenüber der NSDAP. Die Herausgeberin selbst widmet sich in ihrem Beitrag zu „Widerstand und Kollaboration in

Frankreich“ besonders den Frauen im Widerstand. Sie seien im „Mythos der Résistance“ (S. 85), der im Nachkriegsfrankreich aufgebaut worden war, eindeutig vergessen oder in den Hintergrund gedrängt worden. Dies liege zum einen daran, dass Frauen – bis auf wenige prominente Ausnahmen – im später glorifizierten militärischen Teil des Widerstands unterrepräsentiert waren und ihre zivilen, nicht minder gefährlichen Funktionen weniger geschätzt wurden. Zum anderen habe das Bild einer selbstständigen, kämpfenden Frau nicht in die Rollenmuster der Nachkriegszeit gepasst und daher sei auch von den Frauen selbst der ihnen zustehende Platz im Gedenken kaum eingefordert worden. Mechthild Gilzmer bietet zu diesem Komplex einen umfassenden Literaturüberblick. Den Abschluss der Länderstudien macht Brunello Mantelli mit seinem Beitrag über „Italien zwischen 1943 und 1947: die Auswirkungen von Niederlage, Befreiung und Sieg auf die Gesellschaft, Politik und Kultur der Nachkriegszeit“ (S. 107–115). Darin beschreibt er die besondere Lage des geteilten Italiens, dessen Süden bereits seit 1943 von den Alliierten befreit und dessen Norden von den vorher verbündeten Deutschen besetzt war. Dadurch beschränkte sich der Widerstand auch nur auf den Norden, was sich bis heute in einer ausgeprägten antifaschistischen politischen Kultur dieses Landesteils äußere. Mantelli geht in seinem knappen Beitrag weiter auf die politischen Machtkämpfe der Nachkriegszeit und die Schwierigkeiten Italiens mit seiner faschistischen Vergangenheit ein. Wie Mantellis Beitrag zu Italien widmen sich auch alle anderen Aufsätze dem geschichtspolitischen Umgang mit Widerstand und Kollaboration nach dem Zweiten Weltkrieg. Hier sind Vergleiche – vor allem in den westeuropäischen Staaten – wesentlich einfacher möglich als über den Widerstand selbst. Das eingangs formulierte Ziel eines Forschungsüberblicks wird trotz des begrenzten Rahmens eines Tagungsberichtes erreicht. Die einzelnen Beiträge zeigen unterschiedliche Perspektiven und neue Zugänge zum Forschungsfeld auf, die sich auch auf andere Untersuchungsfälle übertragen lassen. Dank der an jeden Beitrag angehängten Literaturverweise eignet sich das Buch auch als Einstieg in das Thema.

Mechthild Gilzmer (Hg.): Widerstand und Kollaboration in Europa. Münster: LIT-Verlag, 2004.

Marcel Berlinghoff

Interessant, aber unbefriedigend

Die US-amerikanische „mehrfach preisgekrönte Kinder- und Jugendbuchautorin“ Susan Campbell Bartoletti – so der Klappentext – hat 2005 für ein junges Publikum in den USA das Buch *Hitler Youth. Growing Up in Hitler's Shadow* geschrieben. Dieser Band liegt nun unter einem veränderten Titel in deutscher Sprache vor, und es ist zu fragen: Was bringt das Buch für deutsche Kinder und Jugendliche Neues? Als Grundlage ihrer Darstellung hat Bartoletti zunächst zu Büchern über die Geschichte der Jugend im nationalsozialistischen Deutschland

gegriffen. Sie las Veröffentlichungen zur Weißen Rose, Melita Maschmanns Erinnerungen *Fazit*, Sally Perels' *Ich war Hitlerjunge Salomon* sowie Hermann Rauschnings *Gespräche mit Hitler*, Hitler-Biografien und Arbeiten über den Zweiten Weltkrieg. Ergänzt hat sie ihr Wissen durch Gespräche, Telefonate und Mail-Kontakte mit einer Handvoll Zeitzeuginnen und Zeitzeugen.

Ihr Thema ist das Leben von Kindern und Jugendlichen im „Dritten Reich“. Gesprochen hat sie mit Alfons Heck (*1928), Dagobert Lewyn (*1923), Henry Metelmann (*1922) und Elisabeth Vetter (*1931). Sie befragte Freunde des 1942 hingerichteten Helmut Hübener (*1925): Karl-Heinz Schnibbe (*1924) und Rudolf Wobbe (*1926). Die Genannten sowie Melita Maschmann (*1918), Herbert Norkus sowie die Geschwister Inge (*1917), Hans (*1918) und Sophie Scholl (*1921) stellt sie eingangs kurz vor. Der Älteste ist Herbert Norkus – nicht 1917, sondern 1916 geboren! – er wurde 1932 von jungen Kommunisten ermordet. Die Jüngste, Elisabeth Vetter, ist 1931, ein Jahr vor dessen Tod, geboren. Mit den angelesenen und erfragten Informationen erzählt die Autorin eine Geschichte der *Jugend im Nationalsozialismus* mit biografischen Einsprengseln. Diese sollen Authentizität erzeugen. In einem Epilog erzählt sie, was aus den Vorgestellten geworden ist. Das Buch wird ergänzt durch eine Chronik der Hitler-Jugend, Hinweise auf Bücher zum Weiterlesen und – ein Novum für ein Kinder- und Jugendbuch! – ein Register.

Der von Bartoletti gewählte Ansatz ist interessant: Sie erzählt nicht nur eine Geschichte der *Jugend im Nationalsozialismus*, sondern de facto eine Geschichte des nationalsozialistischen Deutschlands. Es ist ein gebildertes Lesebuch entstanden, welches sich an Kinder und Jugendliche wendet, flüssig geschrieben und gut übersetzt ist. Aber das ultimative Buch über die Jugend im Nationalsozialismus oder der Geschichte des Nationalsozialismus ist es nicht. Zwar schreibt die Autorin so, dass man glaubt, sie sei dabei gewesen. Aber an einigen Stellen sind Zweifel angebracht: Es soll eine Sonderformation der Hitler-Jugend für Kranke und Behinderte gegeben haben? Tatsächlich hat es die HJ-Sonderbanne „B“ (Blinde), „G“ (Gehörgeschädigte) und „K“ (Körpergeschädigte) gegeben, aber doch nicht für Kranke, wie auf Seite 41 steht! Bartoletti verwendet Literatur und Aussagen als Untermauerung und Beleg für ihre Geschichtsdarstellung, allerdings offensichtlich ohne sich immer Klarheit über ihre Quellen verschafft zu haben. So werden Oppositionelle gleichwertig mit Nazis zitiert – was sich allerdings erst erschließt, wenn die Quellenangaben eingesehen werden. Zudem ist zu kritisieren, dass die auf Hitler fixierte Geschichtsdarstellung allzu häufig durchscheitert. Am Ende der Lektüre legt man das Buch unzufrieden aus der Hand. Ein amerikanisches Publikum mag es überzeugt haben, aber für deutsche Kinder und Jugendliche gibt es wenig her, von Erwachsenen ganz zu schweigen.

Susan Campbell Bartoletti: Jugend im Nationalsozialismus. Zwischen Faszination und Widerstand. Berlin: Berlin Verlag, 2007

Kurt Schilde

11 Jahre Gefangener des NS-Staates – ein Zeitzeu­genbericht

Rudi Goguel zählte in der DDR zu den Historikern, die sich mit hoher Sachkenntnis der Auseinandersetzung mit der NS-Zeit widmeten. Er hat maßgeblichen Anteil an dem 1973 veröffentlichten Standardwerk „Juden unterm Hakenkreuz. Verfolgung und Ausrottung der deutschen Juden 1933–1945“. 1976 erschien von ihm das Buch „Antifaschistischer Widerstand und Klassenkampf. Bibliographie deutschsprachiger Literatur 1945–1973“.

Er selbst hatte als Kommunist in Düsseldorf aktiv am Widerstand teilgenommen und war deshalb am 8. März 1935 vom II. Strafsenat des Oberlandesgerichts Hamm zu zehn Jahren Zuchthaus verurteilt worden. Von März 1934 bis September 1944 war Rudi Goguel Gefangener in den Zuchthäusern Lüttringhausen, Wolfenbüttel, Celle und – die längste Zeit davon – in Hameln (vom 13. Juli 1937 bis 27. September 1944). Danach erfolgte keine Freilassung, sondern eine Überführung ins Konzentrationslager. Die letzten Stationen hießen KZ Sachsenhausen und KZ Neuengamme. Wie durch ein Wunder überlebte er die Zerstörung des Schiffes „Cap Arcona“ durch britische Flugzeuge am 3. Mai 1945 in der Lübecker Bucht vor Neustadt. Tausende Häftlinge starben in der Ostsee.

1946 hat Rudi Goguel seine Erinnerungen an diese schwere Zeit aufgeschrieben. Im Vorwort vom März 1947 vermerkt er: „Dieses Buch ist kein Tagebuch. Es ist auch keine erfundene Geschichte, sondern ein Rechenschaftsbericht. Die Personen, welche auftreten, haben gelebt ...“ (S. 45).

Das Buch erschien noch 1947 im Komet-Verlag Düsseldorf. Eine zweite Ausgabe brachte 1948 der Volksverlag in Singen heraus. Alle Bemühungen um eine Veröffentlichung in der Sowjetischen Besatzungszone bzw. später in der DDR scheiterten.

Es ist das Verdienst der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf und des Sohnes, Thomas Goguel, dass 60 Jahre nach dem Erstdruck eine Neuauflage dieses wichtigen Buches vorliegt. Hinzugefügt ist die Einführung von Angela Genger „Ein ungleicher Kampf. Rudi Goguels Bericht aus dem politischen Widerstand“ und eine von Thomas Goguel verfasste biografische Skizze „Rudi Goguel (1908–1976)“. Aufnahme fanden auch einzelne Dokumente und vier Fotos sowie Teile eines von Rudi Goguel wahrscheinlich im Zuchthaus Hameln gezeichneten Tagebuchs für die Zeit von 1934 bis 1941.

In den letzten sechs Jahrzehnten sind zahlreiche eindrucksvolle Berichte über den Widerstand gegen die NS-Diktatur und den Terror des Hitlerregimes gegen Andersdenkende erschienen. Trotzdem verdient das Buch von Rudi Goguel besondere Aufmerksamkeit. Der Bericht wirkt auch heute noch durch seine Unmittelbarkeit und Ehrlichkeit. Im Zentrum steht das eigene Erleben zwischen der Verhaftung im September 1934 und der Rettung aus der Ostsee am 3. Mai 1945. Immer wieder geht es ums Überleben der politischen Häftlinge. Eine große Rolle spielten dabei der Mut und der Wille des Einzelnen. Ohne die Hilfe und Solidarität anderer politischer Gefangener über Parteigrenzen hinweg wäre dies nicht möglich gewesen.

Wichtig sind dabei die Erinnerungen über das Zusammensein und die Unterstützung von sozialdemokratischen Gefährten. Das Zuchthaus Hameln war zwischen 1937 und 1944 wohl das einzige Zuchthaus, in dem sozialdemokratische Häftlinge in der Mehrzahl waren. Einen besonderen Stellenwert hatten die Diskussionen über die Ursachen der Niederlage der deutschen Arbeiterbewegung 1933. Diese Schilderungen schließen eine kritische Sicht der Politik der KPD durch Goguel ein. Dies gilt auch später, vor allem zwischen 1939 und 1941 für die Haltung der Sowjetunion. Das Buch enthält vielfältige Beweise dafür, dass es trotz schwierigster Bedingungen in den Zuchthäusern und Konzentrationslagern Widerstand gab. Der Leser erfährt Interessantes über Inhalt und Formen dieses Sich-Wehrens. Herausgehoben ist der Einsatz ehemaliger Spanienkämpfer unter den Gefangenen. Aufschlussreich ist auch, wie sich im Krieg durch Arbeitseinsätze außerhalb des Zuchthauses und das Hinzukommen ausländischer Häftlinge die Bedingungen verändern.

In den Kapiteln 12 bis 14 steht die Situation in Sachsenhausen und Neuengamme im Mittelpunkt. Auch hier sind die Solidarität und der Zusammenhalt politischer Gefangener überlebenswichtig. Gleichzeitig verschweigt Goguel am Beispiel von Sachsenhausen nicht Erscheinungen der Demoralisierung unter den Funktionsträgern zu denen auch langjährige Gefangene aus den Reihen der Arbeiterparteien gehörten. Im 15. Kapitel wird die ganze Tragik des Untergangs der „Cap Arcona“ am 3. Mai 1945 deutlich.

Am Ende des Buches steht ein realistischer Blick auf die deutsche Wirklichkeit, die im Mai 1945 die wenigen überlebenden deutschen Antifaschisten erwartete.

Der Bericht von Rudi Goguel ist besonders für Lehrer geeignet, denn er hilft, jungen Menschen die damalige Zeit verständlich zu machen.

Rudi Goguel: Es war ein langer Weg. Ein Bericht. Herausgegeben von der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf. Düsseldorf, 2007

Karl Heinz Jahnke

Der Mythos von der „Wohlfühl­diktatur“

Eines kann man dem Buch „Hitlers Volksstaat“ von Götz Aly ganz sicher nicht nachsagen: Dass es zu wenig (fach-)öffentliche Resonanz bekommen hätte. Gemessen an der Zahl der Rezensionen und den zum Teil vehement vorgetragenen Einsprüchen in Feuilleton und Wissenschaft ist es zweifellos eine der prominentesten geschichtswissenschaftlichen Neuerscheinungen der letzten Jahre. Und in der Tat sorg(t)en seine provokanten Thesen von der nazistischen „Gefälligkeitsdiktatur“ zu Recht für einiges Augenreiben. Denn schließlich hatte etwa Timothy Mason bereits in seinen wegweisenden Arbeiten der siebziger Jahre entgegen Annahmen von etwaigen sozialpolitischen Errungenschaften der Nazidiktatur betont, dass es zu der im Interesse der Rüstung forcierten wirtschaftlichen Ausbeutung der lohnabhängig Beschäftigten im internationalen Maßstab keine Parallelen gegeben hatte. Und auch der

zu Beginn der neunziger Jahre aufgekommenen Kennzeichnung des NS-Regimes als „autoritärer“ oder „völkischer Wohlfahrtsstaat“ wurde deutlich widersprochen: Angesichts der tödlichen Konsequenzen der auf dem rassistischen „Auslese“-/„Ausmerze“-Dualismus fußenden Gesellschaftspolitik der Nazis verbot sich jede Gleichsetzung von Faschismus und Wohlfahrtsstaatlichkeit. Vor diesem Hintergrund war schon einigermaßen erstaunlich, dass Aly als ausgewiesener Kenner der Materie die NS-Diktatur nicht nur ein passant in den Rang eines modernen Sozialstaates hob, sondern auch den Grundsatzkritikern des sozialen Sicherungssystems mit dem Verweis auf die (vermeintlichen) Kontinuitäten zum nazistischen Sozialmodell sogar noch Argumente an die Hand gab.

Grund genug also, die Thesen Alys einer (weiteren) kritischen Bestandsaufnahme zu unterziehen. Genau diese Aufgabe hatte sich eine vom Gesellschaftswissenschaftlichen Institut Bochum im Januar 2006 veranstaltete Tagung zum Thema „Faschismus und soziale Ungleichheit“ gestellt. Es galt, die Thesen und Beurteilungen Alys zu hinterfragen und das Verhältnis von Brüchen und Kontinuitäten sozialstaatlicher Maßnahmen nach 1933 näher auszuloten. Darüber hinaus, und grundsätzlicher, ging es den Veranstaltern erklärtermaßen auch darum, die Begründung, den Sinn und die Probleme moderner Sozialstaatlichkeit überhaupt als eine „erweiterte Fragestellung“ aus unterschiedlichen disziplinären Blickwinkeln zu beleuchten. In insgesamt sieben Beiträgen widmen sich die Autorinnen und Autoren des gleichnamigen Sammelbandes den damit verbundenen Fragen – wobei Alys Buch der zentrale Bezugspunkt ist, an dem sich die meisten Beiträge mehr oder weniger stark abarbeiten.

Trotz unterschiedlicher Schwerpunktsetzung im Einzelnen besteht in einem Punkt weitgehende Einigkeit: Die Thesen Alys gehen am Kern der Sache weit vorbei und die Qualifizierung des Nazistaates als „Wohlfühl­diktatur“ ist eine groteske Verzerrung der historischen Tatsachen. Der Bezugspunkt der nazistischen Sozialpolitik war eben nicht, wie Aly postuliert, die universelle Versorgung einer Staatsbürgergesellschaft, sondern, wie Gabriele Melzer in ihrem Beitrag pointiert formuliert, die „Mobilisierung eines gesunden, körperlich tüchtigen Volkes für den Arbeitseinsatz, für die Rüstung und letzten Endes für den Krieg“ (S. 23). Dass damit bisweilen sozialpolitische Verbesserungen für einzelne Statusgruppen verbunden waren, kann freilich ebenso wenig als Beleg für irgendwie egalitär geartete Intentionen der Naziführung herangezogen werden wie als Beweis für die steile These, dass sich die sozialen Verhältnisse für den größten, sprich: rassisch und politisch als „würdig“ erachteten Teil der deutschen Bevölkerung zum Besseren gewandelt hätten. Sicher, gewisse soziale Zugeständnisse an die subalterne Bevölkerung gehören – soweit ohnehin eine Binsenweisheit – zum Kernbestand des Herrschaftshandelns der bürgerlichen Gesellschaft, und obwohl die Nazis über kein genuin sozialpolitisches Programm verfügten, nutzten auch sie diese Möglichkeiten zur Befriedung sozialer und politischer Verhältnisse – bekanntermaßen ohne damit auf Gewalt und Terror in großem Maßstab zu verzichten. Dem „Terror nach innen“, so fasst Thomas Kuczynski diesen Zusammenhang in seinem Beitrag „Sozialpolitik als Mittel zum Zweck“ zusammen, „mussten relativ rasch wirksame Maßnahmen auf sozialpolitischem Gebiet an die Seite gestellt werden“ (S. 46).

Mit diesen herrschaftsstrategischen Kontinuitätslinien waren freilich keineswegs die Weichen für eine rasante soziale Aufwärtsmobilität, geschweige denn für eine Entwicklung hin zu einer nazistischen „Konsumgesellschaft“ gestellt. Gegenüber solchen Annahmen betont Wolfgang König, dass die „Verwaltung der Knappheit“ und nicht die „Planung des Überschusses“ (S. 94) das zentrale Grundmuster darstellte. Der überwiegende Teil der Bevölkerung hatte mit der Sicherung der Grundbedürfnisse genug zu tun und nur wenige Menschen kamen überhaupt in den Genuss der mit allerlei propagandistischem Getöse angepriesenen „Volksprodukte“. Unter dem Strich ist es also grundfalsch, die arbeitende Bevölkerung rundum zu den Profiteuren der Nazidiktatur zu erklären. Angesichts der in diesem Band zusammengetragenen Befunde über die Lebens- und Arbeitsbedingungen ist es zweifellos angebracht, das angeblich „üppige Leben deutscher Volksgenossen“ mit Kurt Pätzold ins Reich der Legende zu verweisen.

Um die Interpretation des Nazistaates als „Wohlfühl“- oder „Fürsorgediktatur“ als Luftnummer zu entlarven, ist man mit den Beiträgen jedenfalls bestens ausgerüstet, ohne jedem Detailbefund zustimmen zu müssen. Schade ist allerdings, dass sich keiner der Beiträge explizit mit dem von Aly vor allem für die Kriegszeit zu Recht betonten Zusammenhang von Enteignung, Ausraubung und Ermordung der europäischen Juden und den dadurch direkt oder indirekt (mit-)finanzierten sozialpolitischen Versorgungsleistungen auseinandersetzt. Denn so falsch die Annahmen von der opulenten nazistischen Wohlstandsgesellschaft sind, so wenig Zweifel können andererseits daran bestehen, dass der in ganz Europa zusammengeraubte jüdische Besitz (auch) zur kriegsbedingt besonders drängend gewordenen Stabilisierung der Verhältnisse im Reichsgebiet eingesetzt wurde – auch wenn im Detail noch zu wenig darüber bekannt ist, wie diese Transfers abgewickelt wurden und wer sich im Einzelnen an dem organisierten „Massenraubmord“ bereichert hatte. Mit dem gegen Aly ins Feld geführten Verweis auf „das Kapital“ als alleinigem und unmittelbarem Profiteur des Faschismus kommt man diesem Zusammenhängen jedenfalls ebenso wenig näher wie mit dem von ihm vorgebrachten pauschalen Fingerzeig auf die „deutsche Gesellschaft“ als den an materiellen Interessen fixierten und mit entsprechenden finanziellen Zugeständnissen gefügig gemachten Nutznießer der antijüdischen Enteignungs- und Mordpolitik.

**Christoph J. Bauer, Sven Elmers, Niklas Hebing, Peter Kriegel, Holger Wendt (Hg.):
Faschismus und soziale Ungleichheit
(= Studien des Gesellschaftswissenschaftlichen Institutes Bochum, Bd. 1), Duisburg:
Universitätsverlag Rhein-Ruhr 2007**

Sven Steinacker